

Das Haus der Wunder

Roman von Otfrid von Hanstein

Urheberrechtsschutz durch Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf

Der furchtbare Blutandrang, den die Hitze erzeugt hat, ist wieder vorüber, meine Augen vermögen wieder zu sehen. Ich blicke auf den Schnee hinaus. Er ist vollkommen rein, nirgends die Spur eines Fußtrittes. Ich kämpfe um das ganze Haus herum, achte nicht darauf, daß ich bis über die Knie in den Schnee eintauche. Um das ganze Haus herum ist nicht eine einzige Fußspur. In dieser Nacht muß es wieder geschneit haben, jedenfalls ist es vollkommen sicher, daß seit diesem letzten Schneefall kein lebendes Wesen das Haus betreten oder verlassen hat.

Ich klappe nach der Grotte hinüber. Auch in ihr ist neu gefallene Schnee. Ich weiß nicht, was mich dazu bewirkt, wohl nicht, warum ich es tue, aber ich beginne mit dem Spaten den Schnee aus der Grotte zu schaufeln. Ich will den Reichtum noch einmal haben. Auch hier liegt der Schnee hoch, aber natürlich nicht ganz so hoch als im Freien. Er ist nur von der Seite hineingeweht. Zuerst werfe ich ganz vorsichtig die oberste Schicht ab, dann fahre ich mit dem Spaten an verschiedenen Stellen tiefer. Ich erschrecke schon wieder, ich sänge an, fieberhaft zu arbeiten, ich schaufele den Schnee in großen Stücken hinaus. Ich arbeite eine ganze Stunde, dann liegt der Boden der Grotte vollständig frei, es ist ein aus feinem Sanden zusammengefügt Boden.

Die kleine Grotte ist leer, vollkommen leer. Der Reichtum ist fort. Es ist merkwürdig, seitdem ich hier draußen in der klaren Winterluft bin, sind Herz und Hirn ganz klar. Ich erschrecke nicht einmal anzusehn. Was ich hier sehe, ist ja eigentlich nichts, als ein weiteres Glied in meinen Beobachtungen.

Der Reichtum ist fort. Daß der Mann, den ich hier hinausbrachte, etwa nicht tot war, wieder erwacht ist und sich aus eigener Kraft fortbewegen hat, ist ausgeschlossen. Er wäre schon in leiser Nacht sicher erstoren, und dann hätte ich ihn ja nicht nur in die Decke, sondern außerdem in den Teppich getrocknet und den Teppich wie ein Paket verpackt.

Es ist ganz unmöglich, daß ein Mensch dieses Paket etwa von innen geöffnet hätte. Auch war ja alles verschwendet, der Tote, Decke und Teppich sowie die Stricke. Ob er daran gebe, den Einschlöß aus meinen Beobachtungen zu ziehen, umkreise ich noch einmal das Haus. Es ist nur dieser einzige Schuppen und diese einzige Grotte vorhanden. Ich kann den Toten also nicht etwa in eine andere Grotte gelegt haben.

Ich untersuche den Schuppen, an den die Grotte sich lehnt. Auch dieser Schuppen ist aus dichten Stämmen gefügt, aus aufrecht stehenden Stämmen, die von der Erde bis zur Decke stehen. Er hat zwei bergartige Fenster und eine große Nischenöffnung. Diese aber ist ganz unmöglich zu öffnen, denn der Wind hat den Schnee hier mehrfach zusammengeweht, und dieser Schnee ist zu einer festen Masse erstarrt. Ich höhe mit dem Spaten hinein, er ist hart wie Felsen. Es ist also auch ganz unmöglich, daß jemand diesen Schuppen betreten hat.

Ich gebe noch einmal zur Grotte zurück. Ich untersuche genau Boden und Wände, ob von hier aus vielleicht ein Ausgang ist. Ich finde nichts und kehre wieder in das Haus zurück. Die Arbeit im Freien hat mich erschöpft, auch im Hause ist es mühsam geworden. Wahrscheinlich hat Ewelyn die Heizung abgestellt.

Ich höhe den Schnee von meinen Hüften und gebe noch einmal in den Keller. Seine Wände sind ringsum gewachsener Fels. Auch von hier aus gibt es bestimmt keinen Gang zu dem Schuppen hinüber. Ich durchlaufe nun auf das genaueste die unteren Räume des Hauses. Es ist nur die große Vorderkammer, das Wohnzimmer, das Bad und das Schlafzimmer. Sie sind so geordnet, daß sicher kein Versteck, kein verborgener Raum mehr besteht. Ich gehe hinein.

Ewelyn war jetzt unten bei der Bereitung unseres Mittagessens beschäftigt. Ich untersuche das Arbeitszimmer, öffne jeden Schrank, sehe hinter jede Vorhang, dann gebe ich in die Sternwarte. Ich kann wiederum genau feststellen, daß das Haus hier oben nur diese beiden Räume enthält und daß über dem Arbeitszimmer ein flaches Wellblechdach liegt. Jetzt untersuche ich noch die Sternwarte selbst. Hier ist nur der Treppengang mit dem Fernrohr und in der Ecke die aufrechtstehende Kasse.

Ich sehe in die einzelnen Räume hinein, denn neben der Kasse, die einen Durchmesser von zwei Meter und eine Länge von zehn Meter besitzt, stehen Keitern. Ich weiß aus der Schrift Benjamin Pitts, die ich gelesen habe, wie die Kasse eingerichtet ist und was ich zu tun habe, um sie von innen her zu erleuchten.

Die Kasse ist vollkommen leer. Sie hat überhaupt nur einen einzigen Raum, in dem sich Menschen aufhalten können, das ist die Führerkabine vorn an der Spitze. Die übrigen Teile sind ein Gewirr von Apparaten und Drähten. Also auch in der Kasse ist niemand verborgen.

Ich tue das letzte und steige auf das Gerüst des Fernrohrs. Ich lasse den hydraulischen Druck spielen, und die Kuppel klappt auseinander. Ich steige bis zu der Oefnung empor und blicke hinaus. Ich kann von hier aus das Dach des Hauses und auch des Schuppens übersehen. Beide sind von weißem Schnee bedeckt. Auch auf diesen Dächern ist nirgends die geringste Spur eines Fußtrittes.

Ich setze wieder herab, schließe die Kuppel, gebe in das Arbeitszimmer und setze mich an den Schreibisch. Ich muß jetzt einmal ganz genau nachdenken. Ich habe festgestellt, daß in diesem Hause kein Mensch verborgen ist. Ich habe festgestellt, daß kein Mensch das Haus betreten oder verlassen haben kann, denn es sind ja nirgends Fußspuren im Schnee, und seit an diesem Tage die Sonne aufging, ist kein Schnee mehr gefallen.

Trotzdem weiß ich, daß ein Mensch hier im Hause gewesen ist, ich weiß es aus verschiedenen Gründen. Am ersten Abend stand eine Petroleumlampe im Wohnzimmer. Sie ist fort, ich habe sie im ganzen Hause gesucht. Gestern früh lag plötzlich der Kopfhörer auf dem Schreibtisch, heut morgen war er fort und jetzt ist er wieder da. Der Reichtum, den ich in die Grotte getragen habe, ist von dort verschwunden. Das sind alles Beweise, daß noch irgendjemand mit uns im Hause ist, selbst wenn ich den Menschen, den ich gehen oder auf dem Stuhl in der Sternwarte zu sehen gelaugt habe, nicht erwähnen will.

Dieser Fremde ist sogar an diesem Vormittag, während ich im Keller und Ewelyn in der Sternwarte war, im Arbeitszimmer gewesen und hat den Kopfhörer, den er in der Nacht fortgenommen, wiedergebracht. Ich sehe auf. Ich bin also jetzt vollkommen davon überzeugt, daß ein fremder Mensch unser Haus mit uns teilt und kann eine Lösung nicht finden. Jetzt bemerke ich, daß es im Zimmer dunkel geworden ist, obgleich es erst Mittag ist. Ich reite an das Fenster. Es hat sich ganz plötzlich ein Wintergewitter zusammengezogen. Der Himmel ist schwärzlich gelb, dahinter eine ganz hellschwarze Wand, und über diesen jagen Blitze. Ganz fern tönt der Donner, ich höre ihn nur leise, aber in

hundertfältigem Echo. Ich habe nie solch eine Färbung des Himmels gesehen. Solch ein Grau und Gelb.

Die Wände und die schiefen auch gewaltige Gelfer empor. Auch sie habe ich bisher nicht gesehen. Das ist ganz natürlich, denn ich sehe ja jetzt von diesem hochgelegenen Zimmer aus nach der anderen Seite. Die Landschaft ist unwahrscheinlich großartig. Vulkanische, rauchende Berggruppen. Hoch empor schießende Gelfer, in denen sich, wenn die Blitze aufzucken, auf Sekunden Regenbogen von überirdischer Kraft bilden.

Die Blitze jagen unaußersichtlich, dabei höre ich jetzt keinen Donner mehr. So wie dieses Feuerwerk über dem Wunderlande, diese aus dem Schnee emporsteigenden, sich in rauchenden Dampf verwandelnden Wasserstrahlen. Über dem gelben und schwarzen Himmel rufen in Tränen weiße Gassen. Bilden seltsame Figuren, bilden die ganze gipflige wilde Jagd, die mit Keitern und Händen und Teufeln daherkührt.

Mir ist fiesam zumute, ich kann den Blick nicht wenden, mir ist, als sei auch im Zimmer ein schwelliger Sturm. Auf Minuten wird es ganz glühend rot in der schwarzen Wand. Ein roter Punkt mit Strahlen herum, die Sonne, die mit dem Gewittertau kühlt.

Dann steigt sich ganz hoch oben, fast im Zenit, das Schwarz des Himmels. Ich sehe dort hoch oben ein weißes Schneefeld, als sei dort oben noch eine Bergwelt. Ein weißes Schneefeld, über das kein Gewitter ist, sondern das in heller Sonnenhitze albert.

Ich weiß, es kann nur eine Kata Morgana sein, aber es ist unfassbar schön. mitten in der Luft dieses Gewitters, da oben, wahrscheinlich Welken entfernt, dieses sonnenüberflanzte Schneefeld zu sehen. Und jetzt erblicke ich auf diesem Schneefeld eine heranommende Gestalt. Einen Mann, der eigig schreiet, der in der Hand einen Bergstod hält.

Er nähert sich so schnell, daß ich nicht weiß, ob er geht oder ob er auf Steinen über den Schnee gleitet. Er kommt gerade auf mich zu, und seine Gestalt wächst ins Riesenhafte. Es ist eine überirdische, überwältigende Erscheinung. Das wilde Chaos des Gewitters um mich herum, der schwarze, von gelben Streifen durchzogene Horizont und mitten darin dieser hell leuchtende Fleck, dieser übergroße Mann, den die Sonne überstrahlt und der festhaft heran-schreitet.

Ich fähle in diesem Augenblick: der Mann ist Benjamin Pitt. Hinter ihm ist eine breite Kasse in den Schnee gezogen, hinterlassen von seinen Schritten. Und wer war der Tote? Oben der Lichtbogen der Kata Morgana wird trübe und ist plötzlich verschwunden. Auch die Blitze sind erloschen. Die Sonne bringt durch die schwarzen Wolkenwände, und ein gewaltiger Regenbogen steht wie ein Portal über der Landschaft.

Ich weiß es in meinem Herzen: Durch dieses Portal wird Benjamin Pitt kommen. Ich gebe in das Wohnzimmer hinab. Mein Kopf ist mir wie benommen von dem Eindruck, den ich eben gehabt habe. Ewelyn tritt mit entzogen. „War das Gewitter nicht herrlich?“ Mein Auge ist noch in den Wunderbildern, die es erschaut. „Aber alle Beschreibung herrlich.“ Sie sieht mich an, es muß etwas in meiner Stimme sein, das sie anstößt.

„Gut, daß das Wetter vorübergeht, heute abend kommt doch mein Vater.“ — „Ich weiß es.“ Ich habe es ganz fest ausgesprochen, ich habe dabei an den Mann gedacht, den ich dort oben einhersehretzen sah, und wieder blickt Ewelyn mir in die Augen.

Es ist dämmerig im Zimmer. Eine unwirklich fahle Beleuchtung. Es ist mir wieder wie gestern, als mir das ganze Holz des Hauses zu phosphoreszieren schien. Es ist mir auch, als sei ich selbst anders als sonst. Als sei ich gar kein lebender Mensch, als sei ich nicht wie die abende, verkörperte Erwornung von etwas Wunderbarem. Ich sehe Ewelyn dicht vor mir, sehe ihr ins Gesicht. In dieses klare, liebliche Mädchen-gesicht mit ihren großen unwirklich glänzenden und vertraulichen Augen.

Ewelyn ist sich aus meinen Armen, in der Selbstverständlichkeit, mir der sie an den Vater glaubt. In ihrem Gemüch von reiner Hinab und wieder auch dem praktischen Sinn der Amerikanerin für das Leben sagt sie leise: „Wir müssen essen.“ Sie geht hinaus. Ich habe gar nicht darauf geantwortet, habe es gar nicht gehört, könnte es auch nicht verstehen, wie ein Mensch in diesem Augenblick an irdische Dinge denken kann und habe doch keinen Wortwurf an sie. Ich schalte kein Licht an, es ist jetzt ganz dunkel im Zimmer. Ich weiß, hier neben dem Fenster steht ein Lehnstuhl. Ich habe bisher geglaubt, daß es ein ehemaliger Operationsstuhl eines Arztes ist, denn es sind oberhand seltsame Griffe an seinen Lehnen.

Jetzt denke ich nur daran, daß ich ruhen möchte und daß es ein Stuhl ist. Ich setze mich in ihn hinein, lehne den Kopf weit zurück und schließe die Augen. Ich versuche zu denken: Der Unbekannte, den ich nicht kenne — der Tote, von dem ich bisher gelaugt habe, daß es Benjamin Pitt war, und der nun verschwunden ist — das Gewitter mit seinen lautlosen Blüten — das überirdische Farbenpiel der Regenbogen in den sprudelnden Gelfern — der gewaltige Mann, der über das Schneefeld schreitet. — Auch jetzt gehen meine Augen dieses gigantische Bild. Mir ist, als habe er die Stier nicht mehr an den Fäden, als habe er mit schweren, wichtigen Schritten durch den Schnee. — Ich sehe diese tiefen, schwarzen Löcher, die seine Schritte in den Schnee drücken. Ich sehe den Schnee von diesen Furchen abfallen, und ich sehe die tiefen Spuren hinter ihm zurückbleiben und sehe im Sonnenlicht seinen schwarzen, turmhohen Schatten im Schnee.

Ich zwing mich, an anderes zu denken. Ich liege ganz regungslos. Dieses schwarze Bild ist verschwunden, aber etwas anderes, Seltsames ist um mich. Mir scheint es, als seien meine Augenlider durchsichtig geworden, als sei vor diesen ein rötlich glänzender Lichtschein. Ich öffne die Augen. Ein leises Trurren und Summen ist um mich her. Es scheint von einem Apparat zu kommen, der hinter mir ist. Meine Glieder sind schwer, als sei ich gelähmt. Meine Augen sehen und doch weiß ich, daß ich das doch gar nicht sehen kann, was ich zu sehen glaube.

Mir gegenüber ist die Wand, an der der Dwan steht. Hinter dieser Wand kommt das Badezimmer und dann die Aufkammer des Hauses. Und jetzt scheint es mir, als seien alle diese Wände und die Gegenstände, die vor und hinter ihnen stehen, zu Schemen geworden, zu durchsichtigen Gebilden, die meinen Blick nicht hindern, und ich sehe durch sie hindurch das weite, unendlich weite, grauweiße Schneefeld und ganz, ganz hinten die schwarzen Felsen. Ich hebe die Augen empor, und mein Blick geht ebenso durch die Decke und den Fußboden der Sternwarte. Es erscheint mir, als sei dieser wie durchsichtige Gelatine. Ich sehe das Kriegergerippe der Sternwarte, sehe die Kasse, aber alles dieses ist unwirklich und gespenstig, hat alle Körperlichkeit verloren.

Ich sehe noch etwas anderes, ich sehe ein Wesen mit menschlicher Figur, aber gleichfalls mit schemenhaft durchsichtigem Körper, auf- und niedergehend und an der Kasse und dem Fernrohr hantieren. Ich wage mich nicht zu rühren. Ich wage nicht, über mich selbst nachzudenken. Ich mein Verstand verwirrt? Hat mein Auge die Kraft, durch feinere Wände durchzubringen? Ist das alles Phantasiegebilde meiner zerrütteten

Kerben? Ich sehe, ganz langsam meinen Kopf drehend, nach den Seiten. Hier sind, wie immer, die festen Wände. Liegt es an mir, bin ich verwirrt, oder phantasiert ich —? Warum bringt mein Auge nicht auch durch diese Wände? Wie kann ich krank sein, gestört und doch klar über mich nachdenken? Aber dieser rötliche Glanz ist im Zimmer. Ich hebe wieder den Blick. Es ist dasselbe, die schemenhaften Umrisse der Sternwarte, und jetzt sehe ich, wie dieser gespenstige Mensch — oder ist es ein wirkliches Gespenst im Menschen-anhalt? — die Treppe hinaufschreitet, sich auf den Stuhl setzt und durch das Fernrohr blickt. Genau so, wie ich es gestern gesehen habe.

Die Tür geht auf. Ewelyn erscheint und schaltet das elektrische Licht ein. Es wird hell, die Phantasiegebilde verschwinden vor meinen Augen. Ich springe auf, und in demselben Augenblick hört auch das surrende Geräusch hinter mir auf. Ewelyn sieht mich an. „Um Himmelswillen, wie verpöcht siehst du aus?“

„Ich weiß nicht, wie seltsam mir ist.“ Sie ist bei mir. Du hast ja auf Vaters Gammasphäre gefesselt, hoffentlich hast du keine Fehel betrieht.“

„Ich versuche dich nicht.“

„Du hast doch oben in Vaters Zimmer die Schrift von den Gammasphären, die Doktor Pittkan entsetzt hat, gelesen. Von den allmächtigen Strahlen, die sogar Steinwände von 2 Meter Dicke durchdringen und die aus ganz kurzen Kettenecken des Weltalls bestehen.“

„Ich hatte sie an mit weit aufgerissenen Augen.“

„Und dieser Stuhl?“

„Ich habe Vaters Arbeit bis zu Ende gelesen. Dieser Stuhl birgt den Apparat, um die Gammasphären zu erzeugen, die sich in rötlichem Licht äußern sollen. Deswegen hat Vater auch sein Haus auf eine Dreiecksfläche gesetzt, um die Sonnenstrahlen möglichst immer gleichmäßig zu seinen Versuchen benutzen zu können.“

„Ich höre ihr zu. Es bereitet ihr lindliche Freude, ihr junges Wissen auszuwandern. Sie weiß es nicht, welchen Dienst sie mir erwirkt. Mein Verstand ist nicht wirr, ich habe nur einen Einblick in ein neues Wunder menschlichen Geistes getan. Jetzt denke sie wieder an mich.“

„Du bist unwohl?“

„Nein, nein.“

„Hast du etwas von der Wirkung der Strahlen gesehen?“

„Ich überlege. Nein, nein. Aber es ist möglich, daß ich irgendwelche Wirkung von ihnen verspürt habe. Mir war so benommen zu Mut, als ich in dem Stuhl saß, jetzt ist mir besser.“

„Du mußt wirklich jetzt etwas gesehen.“

„Ich folge ihr willenslos an den Tisch. Darum sage ich ihr nicht, was ich gesehen habe? Weil ich ihr nicht alles sagen kann. Weil ich sie jetzt nicht damit ängstigen möchte, daß ich es nun ganz gewiß weiß, daß dort oben noch ein drittes menschliches Wesen — seit ich weiß, welche Wirkung diese Gammasphären haben, weiß ich ja auch, daß dort oben kein gespenstiges Gebilde meiner Phantasie, sondern ein Mensch wie wir einhergeht — daß dieser Mensch wirklich da ist. Dieser Mensch, der andauernd um uns herum ist, dessen Handlungen ich kenne und dessen Gehen und Kommen ich mir nicht zu erklären vermag. Ich habe Ewelyn von diesem Menschen noch nicht gesprochen. Sie glaubt noch immer, daß ich ihn mir gellern nur eingebildet habe. Soll ich jetzt von ihm sprechen? Soll ich sie jetzt mit ihm ängstigen? An diesem Abend, an dem doch ihr Vater kommt?“

„Ich erschrecke schon wieder und ertrappe mich dabei, daß ich jetzt ebenso fest an das Kommen dieses Vaters glaube wie sie. Hat nicht dieser Mann über uns dort oben Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen? Dieser Mann, der sich rätselfast vor uns verbirgt und der doch nicht unser Feind sein kann, denn er hat in diesen Tagen und durchaus nichts zu selbe getan. Und wir sind doch eigentlich in seiner Gewalt.“

„Aber du ist ja gar nicht. Du siehst so erregt aus, ich habe dir eine kalte Limonade gemacht.“ Wie lieb ist sie in ihrer Besorgtheit.

Der eisfalte Trank tut mir wohl. Ich spüre Hunger, ich beginne zu essen, ich spüre, wie Ewelyn gesunde, harmlose Zurecht mich aus der Welt dieser Wundergebilde, die ich erschaut habe, aus meinen Sorgen und meiner Angst wieder in die Wirklichkeit zurückführt. Ich atme auf, ich werde beruhigt. Der Mann über oben ist ja nicht unser Feind, er ist wahrscheinlich unser Beschützer. Die Nervenspannung löst sich auf in ein Gefühl sat überwältigen Glückes. Ich schließe Ewelyn in meine Arme, ich küsse sie, und auch sie ist glücklich, daß ich wieder der alte bin.

Fünftes Kapitel

Benjamin Pitt ist an diesem Abend nicht gekommen. Wir haben lange gefesselt und gewartet. Ewelyn in ihrem feinen kindlichen Vertrauen, ich in erwartender Erregung. Ich habe ihr an diesem Abend auch von dem fremden Mann gesprochen, der mit uns im Hause wohnen muß. Sie hat es zwar nicht geglaubt. Als ich aber von der verschwundenen Lampe und von dem Aufsuchen und wieder Verschwinden der Kopfhörer sprach, wurde sie still. Sie hat mich, als ich den Stuhl, von dem aus ich die Wirkung der Gammasphären beobachtet hatte, setzen zu lassen. Ich habe sie angefleht, es zu lassen. Ich wachte ja diese seltsame Erregung in meinen Kerben auf die Wirkung dieser Strahlen. Auch sind so viele Fehel an den Lehnen dieses Stuhles. Ich habe keine Ahnung, welchen von diesen Feheln ich zufällig berührt habe. Vielleicht könnte ich Ewelyn in Lebensgefahr bringen, ich weiß, wieviele Opfer die Kettenecken in den ersten Jahren gefordert haben. Ich habe sie zu warten, bis ihr Vater kommen würde.

Der fremde rätselhafte Mann ängstigt Ewelyn nicht. „Er hat uns bisher nicht getan, also ist er auch nicht unser Feind. Wahrscheinlich ist er Vaters Diener und hat seine Bestimmung.“

Sie ist eigentlich gar kein Kind, sondern eine Heldin, die kleine Ewelyn. Eine Heldin in ihrem grenzenlosen Vertrauen zu ihrem Vater. Eine Heldin in der Art, wie sie hier lebt, wie sie hilfloswendig die Pflichten der Hausfrau übt, wie sie vollkommen ruhig ist gleichmäßig und so gar nicht nervös. Ich schäme mich oft vor ihr, daß ich innerlich so erregt bin. Freilich, auf mir lastet das Gefühl der Verantwortung für unser selber Leben und der Gefahr an ihnen, nun wieder verschwindenden Toten. Ich bin jetzt doch wieder überzeugt, daß jener Tote Benjamin Pitt war. Wer weiß, welchen unendlich weit entfernten Bänderer mir die Kata Morgana gezeigt hat.

Ich sehe Ewelyn prüfend an. „Dein Vater ist heut nicht gekommen.“

„Er wird morgen kommen, das Gewitter hat ihn zurückgehalten.“

Was tue ich, wenn er auch morgen nicht kommt? Wie soll ich ihr dann beibringen, daß er überhaupt nicht mehr kommt? Wie soll ich ihr sagen, daß er tot ist? Wie soll ich sie von dem Schrecklichen überzeugen, nachdem die Leiche verschwunden. Und wir dürfen auch nicht mehr lange jöern. Jetzt ist November. Wir können unmöglich den ganzen Winter mit seinen Schrecknissen hier oben verbringen. Wir haben auch gar nicht so viel Lebensmitteln. Ich beschwüre mir durch meinen Kopf, während Ewelyn hausfraulich das Eßgeschirr fortbringt und abwascht.

(Fortsetzung folgt.)